



So gehen wichtige Dateien nicht flöten

Serie Eine konsequente Sicherheitskopie-Strategie schützt vor schmerzlichen Verlusten – Möglichst vier Speicherorte

Von unserem Digitalchef
Marcus Schwarze

Ein paar Dateien gibt es im Leben, die möchte man nicht verlieren. Das sind beispielsweise Fotos und Filmchen vom Nachwuchs, Briefe an Firmen und Behörden, die Doktorarbeit. Das Internet hilft bei der Sicherung.

Die größte Gefahr für den Bestand der persönlichen wichtigen Dateien sind nicht Hacker. Die größte Gefahr ist die Person vor dem Bildschirm: Allzu schnell hat man einen Ordner von hier nach dort kopiert und dann versehentlich am neuen Speicherort eine alte Version wichtiger Dateien überschrieben. Oder man erwischt beim Aufräumen, sprich Löschen von vermeintlich gesicherten Verzeichnissen die eigentliche Sicherung mit und schickt sie ebenfalls ungewollt in den digitalen Orkus.

Dagegen hilft eine konsequente Back-up-Strategie. Back-up heißt Sicherheitskopie. Und wirklich sicher sind die persönlichen Daten nur dann, wenn sie möglichst schnell an weiteren Orten existieren: 1. am Originalspeicherplatz, 2. auf einem Importiergerät, 3. auf einem automatisierten Back-up des Importiergeräts und 4. auf einem externen Speicherplatz für besonders wichtige Dateien.

Solche vier Speicherorte für eine Filmdatei beispielsweise von den ersten Schritten des Nachwuchses mögen zunächst überflüssig erscheinen. Wenn man sich aber anschaut, wie flüchtig die Dateien auf den jeweiligen Geräten sind, wird der Bedarf deutlicher: Die Filmaufnahme ist bei (1) auf dem Handy oder auf dem Kamerachip, der dortige Platz wird schon bald für neue Aufnahmen benötigt. Der Computer bei (2) als Importiergerät ist schon mit einem einzigen Virusproblem, einem Festplattenausfall oder einer Fehlbedienung nicht mehr zu gebrauchen. Das automatisierte Back-up bei (3) könnte schon mit einer einzigen falschen Einstellung beim Synchronisieren gelöscht werden. Dann bliebe immer noch die Lösung (4) – und dann müsste es schon mit dem Teufel zugehen, dass

Wirklich sicher sind persönliche Daten nur dann, wenn sie an mehreren Speicherplätzen existieren.

auch dieser Speicherplatz nicht mehr greifbar ist.

Firmen haben üblicherweise ausgefeilte Mechanismen zum Sichern von Daten, falls mal eine Festplatte kaputtgeht. Privat muss man dagegen eigene Wege finden. Man sollte sich gewiss sein: Festplatten sind ein Verbrauchsmaterial. Sie gehen nach ein paar Jahren Gebrauch durch Verschleiß kaputt. Auch CDs und DVDs taugen nicht als Jahrzehnte währende Kopien.

Meine Empfehlungen, basierend auf Erfahrungen aus anderthalb Jahrzehnten dienstlicher und privater Datensicherung:

- Sortieren Sie alle Dateien nach Jahrgängen, also 2014, 2013, 2012 und so fort. Lassen Sie auf Dauer ältere Jahrgänge möglichst unangetastet.
- In der zweiten Ebene sortieren Sie Ihre Dateien nach privat, dienstlich (sofern zutreffend), Fotos, Videos, Briefe, Projekte.
- Nutzen Sie möglichst häufig Ordner und Verzeichnisnamen, um beim Abspeichern von Dateien Zusammenhänge herzustellen.
- Speichern Sie Ihre Dateien künftig nur noch in Verzeichnissen unterhalb des Jahrgangs, etwa „2014“.
- Entwickeln Sie für jeden Jahrgang eine eigene Back-up-Strategie und für besonders wichtige Sammlungen von Dateien eine weitere.

In der Praxis ist auf dem Rech-

Serie



Schritt für Schritt ins Internet

Unsere Serie für Einsteiger

Teil 35: Digitalisieren
Teil 36: Fernsehen im Netz
Teil 37: Dinge automatisieren
Teil 38: Sicherheitskopien

ner dann zunächst nur eine einzige Version der möglicherweise wichtigen Datei abgespeichert. Jetzt könnte man täglich davon von Hand eine Sicherheitskopie auf einer externen Festplatte herstellen. Das aber wird mühsam und leicht vergessen, gern auch aufgeschoben (und dann vergessen).

Nötig wird ein automatischer Kopiermechanismus, der diese Dateien dann umgehend auf ein weiteres Speichermedium kopiert. Unter Windows geht das mit Bordmitteln des Betriebssystems und steht ausführlich beschrieben unter <http://ku-rz.de/backupwin7>, auf dem Mac mit dem Programm Sync Folders Pro.

Glücklicherweise werden die Kosten für Speicherplatz immer kleiner. Es spricht daher nichts dagegen, den täglichen Sicherheitskopiermechanismus mithilfe einer simpel per USB-Anschluss ange-

schlossenen Festplatte zu bewerkstelligen. Eine solche Festplatte gibt es heute mit einem Terabyte Speicher ab 60 Euro.

Besonders wichtige Dateien kopiert man zusätzlich an einen weiteren Speicherort. Der sollte außerhalb des eigenen Schreibtischs sein. Empfehlenswert ist ein sogenannter NAS-Speicher: Das ist ein Netzwerkgerät, das man zum Beispiel im Keller postiert und per Ethernet-Kabel mit dem Internet-Router verbindet. Im hauseigenen Netzwerk lassen sich hier Speicherverzeichnisse einrichten, in denen alle Hausbewohner ihre Back-ups anlegen.

Auch das Internet kann als Speicherort für eigene Kopien wertvoller Daten eingerichtet werden. Bei Diensten wie Dropbox, Telekom oder Microsoft stehen bis zu 25 Gigabyte kostenlos zur Verfügung. Mithilfe von Programmen wie Truecrypt oder Boxcryptor kann man seine Dateien zunächst verschlüsselt auf der eigenen Festplatte ablegen und dann ins Internet bei einem dieser Speicherdienste hochladen. Aufgrund der Verschlüsselung ist gewährleistet, dass dort niemand Zugriff auf die persönlichen Daten hat.

Es empfiehlt sich auf jeden Fall, eine Kladde anzulegen für solche kennwortgeschützten Zugänge und für alle Kennwörter, die man irgendwann einmal braucht. Auch ein Truecrypt-Container muss mit einem Kennwort verschlüsselt werden, und dann hilft es, dieses Kennwort auf Papier aufgeschrieben zu haben.



Die App des Monats

Der Sonnenaufgang für das Handy

Martina Koch
über eine App, die
Langschläfer sanft weckt



Jetzt beginnt wieder die qualvoll lange dunkle Jahreszeit. Wer sich in den vergangenen Monaten darauf verlassen hat, von einem stets zuverlässigen Naturwecker namens Sonne sanft aus dem Schlaf geholt zu werden, ist jetzt verlassen. Während es draußen noch zappenduster ist, findet der Schönheitsschlaf der arbeitenden Bevölkerung durch schrillende Wecker ein jähes Ende. Doch das muss nicht sein. Besitzer eines Android-Smartphones können sich dank der App „Glimmer“ mit einem künstlichen Sonnenaufgang wecken lassen.

Wie funktioniert das? Die Anwendung „Glimmer“ basiert auf dem gleichen Funktionsprinzip wie Lichtwecker, die sich unter Lärmempfindlichen seit einigen Jahren wachsender Beliebtheit erfreuen. Anstatt mit schrillen Tönen, weckt „Glimmer“ den

Schlummernden mit Licht. Die App simuliert einen Sonnenaufgang: Eine halbe Stunde vor der eingestellten Weckzeit fängt das Display des Smartphones sanft an zu leuchten und wird dann mit jeder Minute heller.

Und was ist, wenn ich sehr tief schlafe? Für passionierte Lang- und Tiefschläfer stellt die App wenige Minuten vor der eingestellten Weckzeit die maximale Bildschirmhelligkeit ein. Da die gängigen Smartphonedisplays nicht gerade zierlich sind, wird es dadurch im Schlafzimmer schon ordentlich hell. Kurz vor dem Aufstehen schaltet die App noch den integrierten Blitz dazu. Dieses Lichtgewitter sollte eigentlich ausreichen, um selbst einen Braumbären aus dem Winterschlaf zu holen. Wenn das nicht hilft, lässt sich zusätzlich der gewohnte Weckton aktivieren.

Was kann die App sonst noch? Auf Wunsch schaltet „Glimmer“ zu einer ausgewählten Uhrzeit in den Schlafmodus. Eingehende

Benachrichtigungen werden dann stumm geschaltet und auf Wunsch am Morgen wieder automatisch aus der Nachtruhe geholt.

Manko: Bei einigen Smartphone-Modellen scheitert „Glimmer“ am aktivierten Sperrbildschirm. Die App startet dann zwar, der Bildschirm bleibt aber trotzdem dunkel. In diesem Fall empfiehlt es sich, den Sperrbildschirm über Nacht zu deaktivieren.

Preis und Alternativen für Apple-Systeme: „Glimmer“ gibt es als Basisversion kostenlos bei Google Play. Gegen eine kleine Spende an den Entwickler Nicolas Baret lassen sich zusätzliche Funktionen freischalten. Für die App „Lichtwecker“ mit ähnlichen Funktionen, die es für 1,79 Euro im Apple App Store gibt, hagelte es negative Bewertungen.

⊕ Eine App (von Application, dem englischen Wort für Anwendung) ist ein Programm für Smartphones oder Tablet-Computer. Die Vielfalt der Programme reicht von kleinen Helferlein bis hin zu Spielen mit Suchtpotenzial. Unsere Redakteure Martina Koch und Andreas Jöckel testen monatlich Apps für iPhone und Android im Wechsel und stellen sie auf dieser Seite vor.

Im Buch entdeckt, im Netz gefunden

Surftipps Adressbuch ist eine handfeste Suchmaschine

Von unserem Redakteur
Markus Kratzer

Das Internet bietet immer wieder Überraschendes. Das ist eine Binsenweisheit. Dass ein Buch aber jede Menge Überraschendes über das Internet bieten kann, ist eine Erkenntnis, die vielleicht noch nicht so weit verbreitet ist. Auch wenn das Web-Adressbuch für Deutschland, das jetzt in der 18. Auflage erschienen ist, sich einer immer größer werdenden Zahl an Nutzern gewiss sein kann.

Es ist eine handfeste Suchmaschine, die für Netzeinsteiger, aber auch Internetprofis auf 672 Seiten 5000 thematisch sortierte Surftipps bereithält. Wer also nicht eine ganz konkrete Seite oder Adresse im weltweiten Netz ansteuern will, sondern gern auch einmal einen Schritt zur Seite tritt und PC oder Laptop aus den Augen lässt, erblickt in diesem Ratgeber, was die digitale Welt abseits des eigenen Interessenspektrums zu bieten hat.

Und wenn auch nicht alle gedruckten Treffer zu einem Klick auf der Tastatur führen, die eine oder andere Seite dürfte in jeder Rubrik dabei sein, die neugierig darauf macht, die gewohnten Surfpfade einmal zu verlassen.

Urlaubsinspirationen, Geldanlegertipps, Ratschläge für Haus und Garten oder einen Ausflug in neue Einkaufswelten – irgendwie tickt und klickt die Lektüre auch ohne den Power-Knopf eines (mobilen) Endgeräts. Wer fündig wird, sollte dennoch ein „Lesezeichen“ hinterlassen. Denn der nächste Treffer kommt bestimmt – ebenso wie die nächste Auflage des Web-Adressbuches.

⊕ Das Web-Adressbuch für Deutschland 2015, m.w. Verlag, 672 Seiten, 19,95 Euro



Kolumne

Marcus Schwarze
über Mobiltelefone
und ihre Grenzen



Das Handy ist nicht alles

Das Handy als Universalwerkzeug muss noch viel lernen. Schön und gut, es taugt mittlerweile als E-Mail-Zentrale und Nebenbeilektüre in der Warteschlange an der Kasse, zum Führen von Unternehmensabteilungen (wenn man einigen belauschten Telefonaten in der Bahn glaubt) und im Auto zur Ansage von Ruhe auf den hinteren Plätzen („Clash of Clans“, „Quizduell“, oder, unbedingt empfehlenswert: „RGB Express“). Aber als Geldbörse oder Reiseticket, bis dahin ist es noch ein weiter Weg.

Beispiel Fahrschein: Man kann wunderbar das Reiseticket auf dem Mobiltelefon kaufen, bezahlen und vorzeigen, damit der Schaffner es einscannt. Auf der Rückreise aber hängt alles vom Akku ab. Ohne Strom kein Scan, also auch keine freie Weiterfahrt. Und bei heutigen Akkulaufzeiten von acht, neun Stunden darf die Hin- und Rückreise dann kombiniert nicht mehr als 700 Kilometer an einem Tag betragen.

Oder das Beispiel Geldbörse: Per Handy im Restaurant zu bezahlen, bedeutet unter Umständen auch, das Handy aus der Hand zu geben. Das ist dann nicht nur unhandlich. Wenn der Kellner darum bitten muss, das fortschrittliche Gerät mal eben mit hinter den Tresen zu nehmen, sind im Grunde alle Sicherheitsmechanismen ausgehebelt. Und unterwegs bangt der Besitzer: Lässt der Restaurantdienstleister das Handy hoffentlich nicht fallen, wenn er es zum Einscannen entgegennimmt? Welche Versicherung verantwortet das wohl, wenn was vorfällt?

Bei einem der modernsten Handys habe ich jetzt die Reißleine gezogen. Das iPhone 6 Plus ist unhandlich und kann im Grunde nur mit zwei Händen bedient werden. Es ist so groß, dass ein Daumen nicht mehr reicht. Wenn man das weiß, ist es das beste Zweihandhandy auf dem Planeten. Wer allerdings ein Einhandhandy bevorzugt, wird damit nicht glücklich. Also gebe ich es wieder zurück, zugunsten eines kleineren Mobiltelefons. Aber die Rundungen des künftigen Geräts werden auch weiter für Sorgen sorgen: Was, wenn es fällt? Mit altherkömmlicher Kreditkarte oder noch älterem Bargeld geht manches auch weiterhin einfacher. Und es klappt auch mit dem Trinkgeld. Das Handy ist nicht alles.

Kompakt

Handyrechnung per Post darf nichts kosten

■ **Urteil.** Für eine per Post verschickte monatliche Handyrechnung darf ein Mobilfunkprovider kein Geld verlangen. Ein entsprechendes Urteil des Oberlandesgerichts Frankfurt hat der Bundesgerichtshof bestätigt (Az.: III ZR 32/14). Die Richter hatten eine Gebühr von 1,50 Euro für die Papierrechnung im Preisverzeichnis für unzulässig erklärt. Ebenso verfuhr die Kammer mit einer AGB-Klausel, nach der der Provider ein Pfand für die SIM-Karte in Höhe von 29,65 Euro verlangen darf.

LibreOffice: Mehr als 200 Fehler behoben

■ **Aktualisierung.** Nutzer des freien Bürosoftware-Paketes LibreOffice können ein Update installieren. Mit der neuen Version werden den Entwicklern zufolge mehr als 200 Fehler beseitigt. Die Aktualisierungen sind für beide existierenden Programmzweige der Software gleichzeitig erschienen. Das neue LibreOffice Fresh trägt die Versionsnummer 4.3.3, das aktualisierte LibreOffice Still die Nummer 4.2.7. LibreOffice ist für Windows, Mac und Linux verfügbar.